

chene Besonderheit der Volkskunde, die meines Erachtens nicht zu faulen Kompromissen mit der Wissenschaft aufgefordert werden sollte, die etwas Großes, aber doch auch sehr Begrenztes ist, wie vor allem Kant lehrte und wußte. Deshalb ja die berühmte „wissenschaftliche Bescheidenheit“, die auf „Bescheidwissen“ beruht. In diesem Stück vermag, wenn ich recht sehe, die Volkskunde geradezu zum Differential der Wissenschaft zu werden. Nun wollen wir aber endlich einen Blick in das schöne und instruktive neueste Jahrbuch der Volkskunde werfen! Die Beiträge zum Gedächtnis inzwischen verstorbener Volkskundler stellen selbst ein Stück lebendige Volkskunde dar. Dasselbe gilt von den sorgfältigen literarischen Hinweisen auf Bücher und Zeitschriften, wobei mit Recht deutlich gemacht wird, daß die Frage nach der gegenständlichen Volkskunde als Ausdruck des seelischen Seins des Volkes heutzutage keine allzu große Rolle spielt. Umso bemerkenswerter ist K. Schumms Beitrag, der sich mit dem Bauernhaus in Hohenlohe während des 18. Jahrhunderts beschäftigt und der zugleich beweist, daß Hausbau und Wirtschaft einander funktional zugeordnet sind. Diese nüchterne Feststellung mag wie eine kalte Dusche wirken, trotzdem ist sie notwendig und auch heilsam. Zugleich kommt ihr allgemeine Bedeutung zu, indem das Bauerntum überall im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen Entwicklung seinen Hausbau verändert. Die übrigen Beiträge des Jahrbuches beschäftigen sich mit andersartigen Fragen, die in der Hauptsache im Historischen und Sprachlichen gründen. Dabei kommen dem, was wir unter dem Gesichtspunkt des Lebendigen gesagt haben, die Arbeiten von E. Rheinwald über „Verehrungen im alten Württemberg“, eine ganz köstliche Studie übrigens, sowie von F. H. Schmidt-Ebhausen über „Kirchenkonventsprotokolle als volkskundliche Quelle“, wohl am nächsten. Aber auch in den noch übrigen Arbeiten schwingt das erwähnte „Lebendige“ mit, so vor allem in der ausgezeichneten Studie A. Walzers über „Wallfahrtskirchen mit eingebautem Baum“. Daß D. Narr höchst sachkundig über das fränkische Humanistenleben des Konrad Celtis zu berichten weiß, versteht sich bei einem so gewissenhaften Forscher von selbst. Tief in die Seele des schwäbischen und fränkischen Stammes läßt uns L. Röhrich in seinem Beitrag „Landschaft, Stamm und Sage“ blicken. Sprachliche Erhellungen geben in außerordentlich sorgfältigen Aufsätzen Hugo Moser und Friedrich Emil Vogt, wobei sich Moser mit den Sathmarer Schwaben in Ungarn und Vogt mit volkssprachlichen Parallelercheinungen im Deutschen, Englischen und Französischen, einer Art Teilfrage der indogermanischen Sprachwissenschaft, wie ohne Übertreibung gesagt werden kann, beschäftigen. Schließlich berichtet noch Hedwig Bauer über „Weihnachtsspiele der Donauschwaben“.

Das Buch wird eingeleitet von Dölker selbst mit einem Aufsatz über „Stand und Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg“, der deutlich erkennen läßt, daß Dölker sehr genau um die Bedeutung des jeweils Gegenwärtigen und Lebendigen weiß. Man wird diese Arbeit sehr sorgfältig, möglichst zusammen mit Walter Wioras Ausführungen über „Die Stellung der Volkskunde im Kreise der Geisteswissenschaften“, studieren müssen, um zu gegebener Zeit das Gespräch erneut an der Stelle aufzunehmen, an der wir es unsererseits beginnen zu sollen meinen.

Jedenfalls hat sich die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund und mit Unterstützung des nordwürttembergischen Regierungspräsidiums mit der Herausgabe dieses Jahrbuches ein dankenswertes Verdienst erworben. Druck und Bildbeigaben entsprechen der Würde des abgehandelten Gegenstandes.

W. Brachmann

Vom Sammelplatz der Toten

Einen „Ratgeber für Friedhofverwaltungen, Friedhofsgärtner, Landschaftsgestalter und Bildhauer sowie für die Hinterbliebenen“ nennt der getreue Eckart unseres Natur- und Heimatschutzes, Professor Dr. Hans Schwenkel, sein Buch „Der Friedhof auf dem Lande“ (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 14.—). Es ist ein umfängliches Werk, die Ernte jahrzehntelanger Beobachtungen und Studien sowie gründlicher Überlegungen, die er mit geschulten Augen und mit einem Herzen voll Heimatliebe, geleitet durch großes Verantwortungsgefühl, gemacht hat.

Es geht ihm nicht um bloße künstlerische und ästhetische Belange, sondern um eine zentrale Angelegenheit der Volkskultur. Der gute Wille aller Beteiligten, sowohl der amtlichen Berater und Ordner, wie auch der ausführenden Kräfte und Gestalter und all der mit den einzelnen Gräbern verbundenen Menschen könnte gute Erfolge bringen. Gerade die gefühlsmäßige Verbindung der Menschen mit der Ruhestätte ihrer Toten öffnet die Tore der Seele.

Es ist ja ein ergreifendes Bild, den hohen Kirchenbau, der sich auch im kleinsten Dorf so bedeutsam und einprägsam von den anderen Gebäuden abhebt, umringt zu sehen von den ernstesten Grabkreuzen und umschlossen von der Kirchhofmauer, und es ist für den dörflichen Kirchenbesucher immer eine stille Predigt, wenn er unter dem feierlichen Glockenklang, der die Schauer einer unbekannten Welt durch die Seele jagt, an den Gräberreihen vorbei und durch den Wald von Grabkreuzen hindurch der Kirche entgegenschreitet. Kirche und Kirchhof miteinander verbunden sind von eindrucksvollster Geschlossenheit, eine stille Welt für sich, vergleichbar einer in Erscheinung tretenden kleinen Kolonie eines großen Reiches, das noch kein Auge gesehen hat, zugleich Brückenkopf und Brücke, die aus dem begreiflichen Zeitlichen ins Unbegreifliche und Ewige führt.

Der Sammelplatz der Toten wird nun um so wirksamer zu den Menschen sprechen, je besser er gestaltet ist und je mehr diese Gestaltung Liebe und Hingabe verrät. Man kann nun glücklicherweise sagen, daß sich diese Art der Gestaltung an vielen Stellen offenbart und daß in den letzten Jahrzehnten viel Ansprechendes und Würdiges geschaffen worden ist. Man wird aber auch sagen müssen, daß noch manches Unvollkommene und Gefühllose, namentlich in dörflichen Friedhöfen zu finden ist, für dessen Behebung das so vorbildlich bearbeitete, ungemein reichhaltige Werk Schwenkels, das Verhältnisse und Beispiele aus dem gesamten deutschen Bereich mit hereinbezieht, eine entscheidende Bedeutung gewinnen kann.

Unterstützt durch 148 Bilder behandelt das Buch in seinem ersten größeren Teil in 9 Kapiteln Vorfragen bei der Neuanlage eines Friedhofs, Planbearbeitung und Formung des Geländes, gärtnerische Gestaltung und Bepflanzung, Friedhofgebäude und deren Inneneinrichtung, die Elemente des Friedhofs und ihre Ordnung (Größe und Tiefe der Gräber, Reihengrab, Kaufgrab, Urnengrab, Kindergrab, Ehrengrab, Erbbegräbnis, Gruft, Wege und Plätze, Raum für Pflanzungen), Musterfriedhöfe, Beispielgräber (Hügelgrab und Flachgrab, Grabeinfassung usw.), Allgemeines über das Grabmal (Größenverhältnisse, Steinmal, Grabzeichen aus Metall, Holz, Porzellan, Terrakotta, Glas, Marmor, Perlkränze, künstliche Blumen, eingelassene Platten, Aufsätze, Emailleplatten, Fotografien), Grabmal-Industrie und -Handwerk (Schrift des Grabmals, Sinnbilder, Einheitlichkeit der Grabmäler in ganzen Reihen und Feldern, usw.), Erweiterung bestehender Friedhöfe, Friedhofunterhaltung und -pflege, aufgegebene Friedhöfe.

Der kleinere 2. Teil bringt noch „Praktische Winke“ für alle die genannten Dinge.

Wir möchten diesen Bericht abrunden durch die letzten Zeilen des Buches: Zum Schlusse sollen alle, die zum Gesamtbild des Friedhofs etwas beitragen, nochmals daran erinnert werden, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern das Gedächtnis der Toten in irgendeiner Form geehrt wird, und zwar nach Maßgabe ihres religiösen Empfindens und ihrer Kultur. Der Friedhof ist das getreueste Spiegelbild einer Gemeinde und jedes Grab das Abbild der Menschen, die es schufen. Er soll nicht bloß das Sinnbild der Ruhe und des Friedens für die Toten, sondern zugleich eine Stätte für die Lebenden sein, von der Menschenwürde, Liebe und Treue auf die ganze Gemeinde ausstrahlt. Martin Luther sagt 1527: „Ein Begräbniß sol ja billich ein feiner Ort sein, der abgesondert were von allen Orten, darauf man mit Andacht gehen und stehen kündte, den Todt, das jüngste Gericht und Auferstehung zu betrachten und beten, also derselbige Ort gleich eine erliche, ja fast heylige Stette were, das einer mit Forcht und allen Ehren darauf kündte wandeln.“

Hans Reyhning

Arzt und Erzähler

Der Verfasser des Buches *Der Turmbau zu Babel* (Sieben Aufsätze zur Krise in der Medizin. Hippokratesverlag, Stuttgart, 116 Seiten) Dr. Max Kibler, heute Chefarzt der Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses Heilbronn, genießt in den nördlichen Kreisen unseres Landes eine ungewöhnliche Popularität, bis in die abgelegensten Weiler hinaus. Er verdankt sie vor allem seiner langjährigen und segensreichen Tätigkeit als Arzt an der Inneren Abteilung des Diakonissenhauses in Schw. Hall. Die Menschen sind dort oft von weit her zu ihm gekommen und haben Vertrauen zu seinem ärztlichen Können gewonnen. Nicht minder hat es ihnen aber auch der Mensch angetan, der sich, was ja nicht selbstverständlich ist, obwohl man es meinen sollte, stets mit dem Arzt zu gemeinsamem Wirken verband. Für ihn war und ist der Kranke nie ein bloßer „Fall“, sondern ein Mensch, den er als Ganzes nimmt und behandelt. Diese Einstellung führt von der Behandlung der Symptome und Ursachen zur Ergründung tieferer seelischer Bedingungen und leibseelischer („psychosomatischer“) Zusammenhänge. Es ist ihm nicht nur das Gesundmachen, sondern um das Heilen zu tun.

Davon steht Wichtiges und Tröstliches zu lesen in seinem „*Turmbau zu Babel*“, der so etwas wie eine medizinisch-weltanschauliche Streit- und Bekenntnisschrift darstellt. Er deutet, von den Prinzipien und Erscheinungsformen des modernen Krankenhausbaus ausgehend, die Krise der Heilkunde als einen Teil der allgemeinen Krise, von dem das abendländische Denken heute geschüttelt wird. Die Krise ist für den Arzt der Zeitpunkt im Verlauf einer Krankheit, wo er äußerste Wachsamkeit für seine wichtigste Pflicht hält, denn in der Krise gilt es, in dem Kampf zwischen den heilenden und den tödlichen Kräften den heilenden zum Sieg zu verhelfen. Diese Wachsamkeit kommt im „*Turmbau zu Babel*“ zum Ausdruck; Kibler macht in Kritik und Verbesserungsvorschlägen, wobei ihm hier wie dort treffende und überzeugende Formulierungen gelingen, den Versuch, zu zeigen, wie der Zustand der schwelenden Krise überwunden werden kann. Mehr als sonst kommt es in der Krise auf die Wahl des richtigen Heilmittels an, und dies sieht Kibler in einem Wort aus Sedlmayrs „Verlust der Mitte“, wo wir aufgerufen werden, „innerhalb der neuen Zustände das Bild des Menschen festzuhalten und wiederherzustellen“. Im ersten Aufsatz („Stein der Weisen“) befaßt er sich mit der Bedeutung, die der Standpunkt, von dem aus man die Dinge sieht, und die Ganzheit, die das Ziel jeder

Forschung sein sollte, für die Heilkunde gewinnen. Ihm folgen in dem aufreizend „Der Arzt ist schuld“ überschriebenen Kapitel interessante und zum Teil sehr eigenwillige Betrachtungen über die Fortschritte der Medizin, die die durchschnittliche Lebenserwartung des Menschen nicht unwesentlich erhöht und den Staat dadurch vor schwierige soziale Probleme gestellt haben. Kibler folgert daraus nicht den Verzicht auf weitere Fortschritte, sondern die Forderung einer auf weite Sicht vorgenommenen vernünftigen Planung im Krankenhausbau und, in engem Zusammenhang damit, einer völlig neuen Ordnung des Arztdienstes in den Krankenhäusern. Denn das Krankenhausproblem ist zugleich ein ärztliches Problem, wie Dr. Kibler in den beiden Kapiteln: „Vor dem Staatsexamen“ (Das Koordinatensystem der Heilkunde) und „Nach dem Staatsexamen“ (Gedanken zur Weiterbildung des Arztes) darlegt. Der Verfasser spricht aus reicher eigener Erfahrung, die er bei der Ausbildung des ärztlichen Nachwuchses gesammelt hat. Da er mit der Gründlichkeit des Forschers und dem Geschick des Pädagogen den Blick für die Notwendigkeit eines fortschrittlichen Denkens und – vor allem – die Fähigkeit des guten Schreibens verbindet, so ist sein „*Turmbau*“ auch für den interessierten Laien eine reiches Wissen vermittelnde, genußvolle Lektüre, die man sich nicht entgehen lassen sollte.

Die Fähigkeit des guten Schreibens kommt in der Erzählung: „*Ist das richtig, Herr Doktor?*“ (Verlag Adolf Bonz u. Co., Stuttgart, 160 Seiten) natürlich noch augenfälliger zum Ausdruck. Ubelwollender Kritik an dieser Erzählung nimmt Kibler mit einem Wilhelm-Busch-Zitat, das er der Widmung an seine Frau nachstellt, den Wind aus den Segeln: „Und scheint mein Wort dir gar zu kühn, nicht gut mein Tun, Du hast mir schon so oft verziehen, verzieh auch nun!“ Man könnte sich fragen: Verzeihen, wieso und warum? Warum sollte es „zu kühn“ oder „nicht gut“ sein, eine „heitere Erzählung“ zu schreiben, zumal die „heiteren Erzählungen“ bei uns doch ausgesprochene Mangelware sind? Die Kühnheit der Erzählung wird denn auch nur dem offenbar, der die Lokalitäten kennt, wo sie spielt, und dem das ganze Drumherum um die Schauplätze vertraut ist. Was die handelnden Personen anbetrifft, so beteuert der Verfasser zwar, niemand „konterfeit oder gemeint“ zu haben; aber so ein bißchen hat er doch wohl nach Modell gearbeitet, nicht zuletzt im Hinblick auf sich selber, auf den Erzähler, den er in allzugroßer Bescheidenheit Jakob Dußler nennt. Der Name ist hier kein Omen, denn der junge Assistenz-Arzt Dußler, der bald nach seinem Eintritt zum „enfant terrible“ des Diak in Schw. Hall wird, benimmt sich keineswegs dusselig, und seinem losen Mundwerk entschlüpfen in rascher Folge mehr oder weniger anstößige Sprüche, die immer sehr rasch ihre Runde im Diak machen. Daß er, was die Person angeht, niemand „meine“, läßt er für das Problem der Diakonie selber nicht gelten; *die* meint er ganz geradeheraus, und er hat in seiner Erzählung das „Zölibat der Diakonie“ mit munterem Eifer in den Vordergrund gerückt.

Der von der Schwäbischen Alb stammende Sohn eines heilkundigen Schäfers wird nach dem ersten Weltkrieg als junger Arzt an das Haller Diak berufen, das von Pfarrer Hartwig ziemlich selbstherrlich geleitet wird. Es kommt bald zu Spannungen zwischen dem Diak-Diktator und dem jungen Dußler, der mit seinen losen Sprüchen und Anspielungen den Frieden und die Ordnung des Hauses gefährdet. Er verliebt sich zu allem Überfluß hin prompt in die hübsche, natürlich ebenfalls „behaubte“ Mitarbeiterin des gestrengen Diak-Oberherrn und läßt in schöner Offenheit keinen Zweifel daran, daß er sie der Diak-Haube zu entledigen und danach seinerseits als Frau Dußler wieder unter die Haube zu bringen beab-